

(Kleiner Bund, 18.12.2004)

*Acht Sommer und acht lange, feuchte Winter hat die Berner Autorin Sabine Reber in Irland gelebt. Sie erzählt von zunehmendem Heimweh, der Sehnsucht nach Schnee und der langsamen Rückkehr in die Schweiz. Eine Art Weihnachtsgeschichte.*

Und immer schneite es, wenn mich das Heimweh suchte.

Es schneite Flocken und Fetzen. Taschentücher fielen vom Himmel, weisse Blachen. Leinwände legten sich über die Landschaft. Sie deckten die irischen Hügel zu, liessen sie für die Dauer kurzer Tage wie Berge erscheinen. Ich stand mit Kinderaugen am Fenster und rief: Schweizer Berge! Und die Schafe verschwanden im Gestöber, die Stechginsterbüsche und Nachbars alter Traktor. Die Sehnsucht ist weiss, dessen bin ich mir sicher, nach acht langen, feuchten Wintern, in denen es nie länger als für einige Stunden schneite. Mein Verlangen ist weiss, und Weiss ist eindeutig die Farbe meines Heimwehs gewesen.



Blicke ich auf die letzten Jahre zurück, dann glaube ich die Stationen meines Aufbruchs weitgehend im Schnee zu erkennen. Sie liegen begraben unter Lawinen von Ausflüchten, Ängsten und windigen Gründen, aber wenn ich mich anstrengte, kann ich sie doch wahrnehmen, ich erschnuppere sie mit der feinen Nase eines Bernhardiners. Auch dann, wenn sie metertief verschüttet sind. Mein Heimweh hat acht Jahre gebraucht, um zu wachsen. Ins Bewusstsein gedrungen ist es mir immer dann, wenn ich in der Schweiz war - meist fiel während meiner kurzer Besuche Schnee.

Beispielsweise an jenem Tag im Oktober 2003 in Adelboden, da schneite es in nussgrossen, feuchten Flocken, welche die Landschaft innert Stunden in ein Wintermärchen verzauberten. Es schneite und schneite, und wir stolperten und stapften durch den Schnee - damals waren wir noch eindeutig ein Wir gewesen. Mein Mann und ich also, wir stapften durch den Schnee, Hand in Hand sogar, dort wo die Wegesbreite ein Nebeneinander zuliess. Als wir abreisten, schneite es immer noch. Ich erinnere mich, dass ich mir die Kapuze mit Grossmutter's Polarfuchsfell über den Kopf gezogen und auf der ganzen Fahrt ins Tal geweint hatte.

Auch im März 2004 hatte es geschneit. Ich sehe mich beim Bärengraben stehen, die anderen Passanten ferne Gestalten im Gestöber, ich war eingehüllt und allein, mein bisheriges Leben verschwand im Schneetreiben. Stundenlang schlenderte ich durch die Stadt, ein weisser Schleier verzauberte das Münster, und unter den Lauben wurde es still. Ich fühlte mich leicht, ich fühlte mich übermütig. Und ich wunderte mich: Wie konnte man bloss im Ausland leben, wenn man einen solch magischen Ort seine Heimatstadt nannte?

Mit meinem irischen Pass bin ich am 1. Juni 2004 in Genf eingereist. Ich hatte mein Laptop dabei, Manuskripte und Disketten, den CD-Player und ein paar Kleider, die ich in der Eile des Aufbruchs wahllos in die Tasche gestopft hatte. Immerhin hatte ich an den CD-Player gedacht. Tausendmal hörte ich in jenen Tagen das Lied «Lost cause» von Beck, ich hörte Emmylou Harris, PJ Harvey, und immer wieder Air mit ihren schwebenden Klängen und dem französischen Akzent.

Die ersten zehn Tage habe ich im Atelier meiner Freundin in Bern verbracht, und habe Gedichte geschrieben. Seit ich Irland verlassen hatte, war mein Kopf voller Worte, Sätze. Ich wob das Netz meiner Zeilen zwischen ihre Steinböcke und Schubladenfrauen, neue Verse nisteten sich ein zwischen den Katzenohren und Traumvögeln. Meine Röcke flatterten als bunte Flaggen über ihren Entwürfen, und die Schnittstellen unserer Gespräche überlagerten sich mit den Nähmaschinennähten, die sie ihren Bildern zufügte. Inmitten der vertrauten Zeichnungen und Collagen habe ich Mut geschöpft, um die Scherben meines Lebens neu zusammenzufügen.

Jeden Morgen rannte ich eine Stunde der Aare entlang, sog die frische Gletscherluft ein, die aus dem

Fluss aufstieg. Ich traf alte Bekannte, ich besuchte die Verwandten. Aber vor allem kaufte ich Schuhe. Was soll man sonst tun, wenn man den Boden unter den Füssen verloren hat. In meinen ersten Tagen in Bern kaufte ich neun Paar neue Schuhe. Mein Bruder richtete mir eine Internet-Adresse ein, und ich besorgte mir ein Handy mit CH-Nummer, obwohl auf dem irischen noch ein Abo lief. Aber offenbar sind europäische SIM-Cards nicht kompatibel mit dem Schweizer Netz, und ich musste gleich ein neues Gerät kaufen.

Abends trank ich im Rosengarten Bier und sah auf die Stadt hinunter, teilte meinen irischen Freundinnen per SMS mit, ich sei in der schönsten Stadt der Welt angekommen. Mitunter schien ich zu schweben - ohne Mann und Haus und Garten fühlte ich mich frei und leicht. Ich realisierte, wie viel Zeit ich nun hatte. Ganze Tage lagen leer und weit vor mir, Wochen, Monate, mein Leben fortan ohne Aufgabe und Ziel und nichts, das gesät und geputzt und umsorgt werden musste.

An einem dieser Tage schlenderte ich über die Kornhausbrücke, als ein Tram vorbeifuhr. Der Boden vibrierte wie damals; die Vibrationen des Eisens übertrugen sich auf meine Fusssohlen. Ich hielt mich am Geländer fest, hielt inne. Und sah dieses Bild aus früher Kindheit - wie oft war ich an der Hand meiner Grossmutter über die Kornhausbrücke gegangen. Jedes Mal war ich stehen geblieben und hatte mich am Geländer festgehalten, wenn ein Tram vorbeifuhr. Und meine Grossmutter hatte neben mir gewartet.

Während sich die Brücke langsam beruhigte, hatten wir die Berge mit Namen versehen: Wetterhorn, Schreckhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau. Da ist dein Grossvater hinaufgeklettert, und dort auch, sie zeigte mit spitzem Finger auf Gletscher und Felszacken und Gipfel, und auf der Blüemlisalp bin ich selber gewesen! Ich stand am Geländer und spürte, wie die Brücke ausschwang, und vor meinen Augen standen die Alpen, gross und mächtig und gestochen scharf. In dem Moment hatte ich das Gefühl, heimgekommen zu sein. Am nächsten Tag bin ich auf die Kleine Scheidegg gefahren und zum Eigergletscher hochgestiegen. Ich musste das Eis mit eigenen Händen anfassen, um zu glauben, dass es wirklich und noch da war.

An manchen Nachmittagen flanierte ich unter den Lauben und träumte von einer Wohnung, einem Zimmer in der Berner Altstadt. Um ein Haar hätte ich eine Mansarde gefunden. Nur dass mir im letzten Moment jemand zuvorgekommen ist. Ausserdem hatte ich kein Einkommen. Mit wachsendem Entsetzen studierte ich den Stadt-Anzeiger, realisierte, dass unter 1000 Franken kaum etwas zu haben war.

Mein Vermögen reichte gerade für einen alten Golf. In der Schweiz kann man jedoch kein Auto anmelden, ohne einen Wohnsitz zu haben. Und für eine Wohnung fehlte mir der Job. Noch mehrmals in den folgenden Monaten stand ich vor dem Dilemma, das eine nicht kriegen zu können, ohne das andere bereits zu haben, welches wiederum von etwas abhing, wofür man erst einmal dies und das brauchte. Schliesslich durchbrach ich den Teufelskreis, indem ich im August eine Wohnung mietete, deren Adresse ich schon benutzen durfte, obwohl ich erst im November einziehen konnte. Ich druckte Visitenkarten, von da an ging es aufwärts.

Den Golf hatte ich im Juni in Frankreich angemeldet, wo meine Eltern leben. Ich stopfte meine Habseligkeiten in den Kofferraum, klebte mit einem Kaugummi eine ausgestopfte irische Ente an die Seitenverstrebung, und auf dem Rücksitz fuhr mein alter Teddybär mit - Teddys gehören nicht in Bananenkisten. Und dann musste ich lernen, wieder rechts zu fahren. Noch nach Wochen zuckten meine Beifahrer in jeder Kurve zusammen. Ausserdem musste ich mich daran gewöhnen, dass in der Schweiz für Fussgänger angehalten wird - in Irland wäre es niemand in den Sinn gekommen, die Strasse direkt vor einem heranfahrenden Auto überqueren zu wollen.

Ich blieb kaum je länger als eine Woche am selben Ort. In fremden Küchen habe ich mein altes Leben abgestreift, unter den Duschen meiner Freundinnen habe ich mir die Vergangenheit vom Leib geschrubbt. Vogelfrei bin ich gewesen in jenen Sommerwochen, und bereit, mein eigenes Leben neu zu erfinden. Die paradoxe Situation amüsierte mich: um in meine alte Heimat zurückzukehren, hatte ich erst einmal heimatlos werden müssen. Anfangs war ich erleichtert gewesen, den Plunder meiner bisherigen Existenz losgeworden zu sein. Das Einzige, was ich wirklich brauchte, waren Sommerkleider, Blumensträusse und ein Badezimmer.

Allerdings begann ich bald, meine Bibliothek zu vermissen. Ich sollte über Bücher schreiben, die sich noch in einer Kiste in Donegal befanden. Einiges liess sich im Internet zusammensuchen, aber auf die Dauer braucht man doch die vertrauten eselsohrigen Papierausgaben. Und nach einigen Wochen des Unterwegsseins wünschte ich mir auch, meine Kleider würden wieder ordentlich gebügelt in einem Schrank hängen.

Ich konnte die schwarzen Klamotten von früher nicht mehr anziehen, ich kaufte mir pastellene und weisse Sachen, und mein neues paar Lieblingsjeans, schneefarben. Der Teddy war bald unter Tüten

und Taschen begraben. Ich füllte das Auto wie eine Schnecke ihr Haus. Als ich im Juli wieder nach Frankreich fuhr und mein Vater die Seitentüre öffnete, fielen die Schuhe im Dutzend heraus, eine Flut aus Sandalen und Pumps, Sandaletten und Stiefelchen und Flipflops ergoss sich in die ausgedörrte Wiese vor dem Haus meiner Eltern.

Stundenlang wühlte ich mich durch die Innereien meiner Reisetaschen, die sich im Kofferraum wie die sprichwörtlichen Karnikel zu vermehren schienen. Mal legte ich alle sauberen Sachen in die beige, die angebrauchten in die blaue Tasche, dann wieder alle T-Shirts in die eine, die Röcke in die andere Tasche. Bankkonten, saubere Socken, der Duden, jedes Mal, wenn ich etwas brauchte, ging das Kramen und Graben von vorne los. Im Reich der Kisten und Taschen löste sich meine Identität langsam auf. Und der mit Fliegendreck verschmierte Himmel des Golfs hing mitunter sehr tief über meinem Kopf.

Inzwischen war ich dankbar für einen Tisch - ich träumte von einem grossen leeren Schreibtisch -, für ein Zimmer mit Fenster und ein paar Stunden Ruhe, um endlich an meinen Gedichten weiterarbeiten zu können.

Im August verbrachte ich einige Tage in Twann. Ich schwamm im Bielersee - einen, zwei Kilometer dem Ufer entlang. In regelmässigen Abständen tauchte ich auf, um Luft zu holen, um mich nach Booten umzusehen und den Kursschiffen auszuweichen. Auf der Höhe des alten Bootshauses sah ich einem aufspringenden Felchen nach, und plötzlich standen sie vor mir: Eiger, Mönch und Jungfrau, klar wie eine Fata Morgana. Noch im Schwimmen rieb ich mir die Augen. Und wusste im nächsten Moment: Hier würde ich bleiben. Zwei Tage später hatte ich ein Gärtchen am See, so klein wie ein fliegender Teppich, aber mit Wasser auf zwei Seiten. Und ich hatte eine Wohnung. Abends sass ich auf dem Bootssteg und sah zu, wie die Kolosse sich im Abendrot verfärbten. Und abermals hatte ich das Gefühl, heimgekommen zu sein.

Die Schweiz, in die ich zurückkehrte, war nicht dasselbe Land, dem ich acht Jahre zuvor den Rücken gekehrt und das ich in der Zeit nur selten und jeweils für wenige Tage besucht hatte. In Biel, wo ich aufgewachsen war, fehlten ganze Strassenzüge, Häuserreihen waren einfach weg. Die Einbahnsignale hatten geradezu inflationär zugenommen, es gab neue Fussgängerzonen, Fahrverbote, Sackgassen. Die grossen Einkaufszentren befanden sich nun auf der anderen Seite der Stadt - Passanten hatten sich an die Stirn getippt, als ich durch Brügg irrte und das Carrefour suchte. Neben dem Durchgang zum Täuffelenbähnchen befand sich jetzt eine moderne Unterführung, es gab eine neue Coop-Filiale, ein Communication Center, einen Robert-Walser-Platz.

Ich versuchte vergeblich, die Namen der aktuellen Bundesräte aufzuzählen. Auf den Kioskaushängen der Zeitschriften waren Köpfe abgebildet, die mir nichts sagten. Und wenn ich einen Fernseher andrehte, flimmerten Lokalsender und Programme über den Schirm, von denen ich noch nie gehört hatte. Spiele wurden gespielt, deren Regeln ich nicht verstand.

Auf der Post und am Berner Bahnhof musste man nun Zettelchen mit Wartenummern ziehen. Als ich endlich an die Reihe kam, löste ich ein Halbtagsabo für drei Jahre: Mindestens so lange würde ich in der Schweiz bleiben. Hätte es eines für zehn Jahre gegeben, ich hätte auch das gekauft, oder gar eins fürs ganze Leben.

Auch meine ersten Einkäufe waren von Überraschungen geprägt. Als ich zum ersten Mal wieder in einem Migros stand und realisierte, was für ein immenses Angebot an allem möglichen es inzwischen gab, fiel ich fast in Ohnmacht. Die schiere Auswahl überwältigte mich, und ich brauchte Stunden, um einfach nur etwas zu essen zu kaufen. Endlich an der Kasse angekommen, verstand ich nicht, was die Verkäuferin mit Cumulus-Karte meinte. Sie fragte, ob ich vom Mond komme. Nein, aus Irland, sagte ich, und sie wandte sich kopfschüttelnd ihrer Kasse zu.

«Aber eine Postcard habe ich», rief ich ihr zu, und hielt ihr stolz das gelbe Plastikstück entgegen. Das Postscheckkonto war das einzige Schweizerische gewesen, das ich in Irland beibehalten hatte; alles andere, von der Pensionskasse über die Krankenversicherung bis zum Führerschein, musste ich in den Wochen und Monaten nach meiner Rückkehr mühsam wieder organisieren. Angesichts meines gelben Kärtchens tippte sich die Verkäuferin an die Stirn, brummte «Hier rein denk!», und schob ein elektronisches Kästchen an einem schwenkbaren Arm unsanft in meine Richtung. An solche Kleinigkeiten gewöhnt man sich schnell.

Länger dauerte es, bis sich mein in Irland etwas verschwommenes Zeitgefühl wieder Schweizer Verhältnissen anpasste. Ich komme nicht gern zu spät und glaube, dass ich von meiner Natur her eher zu den pünktlichen Menschen gehöre. Aber in der ersten Zeit, die ich wieder in der Schweiz lebte, rann mir die Zeit nur so durch die Finger, und ich hechelte meinen Abmachungen hinterher wie ein Hund hinter einem Knochen, und während ich eine Person anrief, um mich für die Verspätung zu entschuldigen, verstrich auch bereits der nächste Termin. Das komme davon, dass ich zu lange rede,

meinte ein alter Freund. Ich wunderte mich, wie kurz die Leute in der Schweiz telefonierten. In Irland hätten solch knappe Gespräche als unhöflich gegolten.

Gegen Herbst hin beschloss ich, effizienter zu werden. Ja Effizienz! Ein Wort, das in der Schweiz hätte erfunden worden sein können. Ich bekam ein Handy mit elektronischer Agenda geschenkt, damit ich mit meinem Zettelkram aufräume und meine Termine organisiere; das alte irische System der Papierservietten- und Bierdeckel-Kritzeleien war heillos überlastet, da ich nun jeden Tag einen Rattenschwanz von Dingen zu erledigen hatte.

Neuerdings hatte ich wieder ernsthaften, auch offiziellen Papierkram zu bewältigen. Es galt, eine Buchhaltung zu führen, den Überblick zu behalten. Alles, was nach Zahlen aussah, in den Papierkorb zu werfen, lag nicht mehr drin. In meinem Briefkasten sammelten sich Formulare, Anträge und Abrechnungen. Auch freundliche Post erhielt ich, Briefe von alten Bekannten und Einladungen. In meiner elektronischen Mailbox herrschte neuerdings ebenso reger Betrieb. Das Telefon klingelte öfters, der SMS-Speicher füllte sich fast täglich.

Aber das fehlende Zeitgefühl! Die Herbstmonate sind mir nur noch so ins Land gerauscht. Mitunter hielt ich kurz inne und stellte fest, dass ich noch gar nicht gross vorwärts gekommen war. Tage, Wochen verschwanden einfach so. Oft wusste ich nicht einmal das Datum. Gelegentlich ertappte ich mich dabei, dass ich noch in irischer Zeit dachte, und in Gedanken eine Stunde voraus war. Ich erschrak und eilte weiter. Versuchte, nicht auf die wachsenden Listen der noch ungeöffneten E-Mails zu schauen (ich hatte sonst die Gewohnheit, auf alles so ziemlich sofort zu antworten), ich wusste nicht mehr, wo Stunden und Tage geblieben waren - wahrscheinlich auf der Autobahn. Ich stellte mir meine Zeit als schwarzen Bremsstreifen vor, irgendwo zwischen München und Barcelona klebte sie auf dem Asphalt, der nun vom Raureif glatt wurde und verblich. Als ich den alten Golf in November ein letztes Mal nach Frankreich fuhr, um ihn zurückzuverkaufen (ich hatte kein Geld mehr, um Winterreifen anzuschaffen), zeigte der Tacho 16 000 Kilometer mehr als im Juni.

Und dann bezog ich meine erste eigene Wohnung nach über zehn Jahren, zwei kleine Zimmer, die ich einrichten konnte, wie ich wollte, oder jedenfalls so, wie ich es vermochte. Nach wenigen Tagen sah es - halbwegs zu meinem Amüsement, halbwegs zu meinem Entsetzen - aus wie in meiner ersten WG: eine Mischung aus Ikea und Brockenstube und dem, was Verwandte übrig hatten. Mein alter Schreibtisch, dessen Holzplatte ich als Teenager lindgrün lackiert und mit Sprüchen vollgeschmiert hatte, Grossvaters Küchenschrank mit den verstaubten Glastürchen, das von einer alten Dame, um die meine Tante sich gekümmert hatte, vererbte Sofa. Und die Nerven!

Ich fluchte wie eh und je, als ich versuchte, drei Kleiderstangen und die Bauteile des chromstählernen Kellerregals «Omar» zusammenzuschrauben. Dreimal bin ich in jenen Tagen nach Spreitenbach gefahren - bis mich ein Freund fragte, warum um Gottes Willen ich nicht nach Schönbühl ginge, das doch viel näher liege. Da erst wurde mir bewusst, wie sehr sich in den acht irischen Jahren mein Gefühl für Distanz verschoben hatte. Zwei Stunden Autofahren, um ein paar Regale zu kaufen, schien mir so normal, dass ich nicht einmal darüber nachgedacht hatte. Alles, was weniger als drei, vier Autostunden entfernt lag, war nicht wirklich weit weg. Und in dem Moment wurde mir klar, dass ich somit praktisch in der ganzen Schweiz zu Hause war.

Und dann hatte ich ihn wieder, den Schnee, eines unschuldigen Novembertags wirbelten die Flocken vor dem Fenster meiner Konviktskammer in Rottweil, wo ich für einige Monate das Amt einer Stadtschreiberin bekleidete. Mein Herz schlug höher. Da war er endlich, der Schnee. Stoff meiner Träume, jede Schneeflocke ein Bruchteilchen meiner Sehnsucht. Die Sterne tanzten über meinem Kopf, sie nisteten sich in meinen Haaren ein, sie schmolzen auf meiner Nase, zergingen mir auf der Zunge. Ich bückte mich, ich klaubte eine Handvoll der weichen Masse auf, ich drückte sie zu einem Ball - zögerte einen Moment, mir den kalten Klumpen in den eigenen Kragen fallen zu lassen, aber dazu braucht man einen Partner. Sich mit Schnee einseifen, sagten wir als Kinder. Den Engel machen. Die Erinnerungen sind ins Eis geschlossen. Ich ging weiter, den Kopf im Nacken, fing mit der Zunge Flocken. Und abermals drückten meine Sohlen Spuren in den Schnee, ich setzte einen Tritt vor den nächsten, ganz langsam ging ich voran.



Ich fasste nach Flocken, ich fusste im ersten Schnee.